

Aktuelle Aspekte der bernischen Kriegsgeschichte

Autor(en): **Grosjean, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **128 (1962)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-39883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Zimmerwalder Kreis kam 1916 nochmals zusammen, diesmal in Kienthal. Die SPS ließ sich offiziell durch Fritz Platten, Ernst Nobs und E.-Paul Graber vertreten; als Delegierte internationaler sozialistischer Organisationen nahmen noch Robert Grimm und Münzenberg aus der Schweizer Sozialdemokratie an der Konferenz teil. Diese vollzog den Bruch mit den «Sozialpatrioten», das heißt denjenigen Sozialisten, die die nationale Politik ihrer Regierungen unterstützten. Es wurde ein sofortiger Waffenstillstand und die Aufnahme von Friedensverhandlungen, unbekümmert um die strategische Lage, gefordert und der Beschluß gefaßt, in der Schweiz, ohne Rücksichtnahme auf die außenpolitische Situation, die Agitation gegen die Bejahung der Landesverteidigung durch die SPS aufzunehmen.

An den Parteitag 1915 und 1916 kam die zunehmende Radikalisierung erst in einigen Voten zum Ausdruck. Die Landesverteidigung wurde noch nicht in Frage gestellt, aber die Lancierung einer Verfassungsinitiative für die Unentgeltlichkeit der Ausrüstung, Bekleidung und Bewaffnung der Wehrmänner, für die Einheitlichkeit in Verpflegung und Sold und für die Aufhebung der Militärjustiz beschlossen. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, das Fehlen genügender staatlicher Sorge für die mobilisierten Arbeiter, die Empörung über die immer wiederkehrenden Truppeneinsätze gegen streikende Arbeiter, die allgemeine Verelendung und die sichtbare Machtlosigkeit der Arbeiterorganisationen im Staat halfen, den Boden für den Ansturm der Revolutionäre und Klassenkämpfer vorzubereiten.

(Schluß folgt)

Aktuelle Aspekte der bernischen Kriegsgeschichte¹

Von Oblt. Georges Grosjean

Man wird sich fragen, was an einer Hundertjahrfeier einer Offiziersgesellschaft im Jahre 1961 eine historische Betrachtung noch für einen Sinn hat. Der Horizont ist düster. Die Zeit schreitet mit Riesenschritten vorwärts. Schon die Zeit des Aktivdienstes von 1939 bis 1945 erscheint wie längst entschwundene Vergangenheit. Eine ungewisse Zukunft steht drohend vor uns. Fragen der materiellen Rüstung im Zeitalter eines ins Unermeßliche gesteigerten technischen Materialkrieges beherrschen das Feld. Die Zeiten, da wir uns im Ruhme der Väter sonnen und ihre Bewährung im Kriege ohne viele Bedenken auf uns selbst übertragen konnten, sind endgültig vorbei. Der Krieg hat so extreme Formen angenommen, daß sich für einen Kleinstaat die Probleme völlig anders stellen als je zuvor in der Geschichte.

Trotzdem soll der Versuch unternommen werden, aus der Geschichte etwas herauszuarbeiten, was auch heute noch seine Gültigkeit hat. Der Wandel der Zeiten und Probleme bringt es mit sich, daß jedes Zeitalter auch die Vergangenheit wieder neu versteht. Jede Beschäftigung mit der Geschichte ist notwendigerweise Auseinandersetzung zwischen Subjekt und Objekt und somit zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Auch diese Zeiten sind vorbei, da der Historiker glaubte oder hoffte, ein eindeutig objektives Bild der Vergangenheit für alle Zeiten hergestellt zu haben. Dies zwingt uns, auch das Bild unseres Volkes in der Vergangenheit und das Bild seiner Bewährung im Kriege zu überprüfen und neu zu gewinnen.

Auch im modernen Kriege entscheidet letzten Endes die moralische Widerstandskraft des Menschen – freilich unter wesentlich größern Opfern als je zuvor. Die Begriffe der Entscheidung in der Schlacht und der Entscheidung im Kriege gehen immer mehr auseinander. In der Schlacht hat die Bewährung durch die moralische Kraft ihre Grenzen. Man wird nicht abstreiten können, daß Schlachten in der neuesten Kriegsgeschichte rein durch das Material entschieden werden konnten. Gegen die physische Vernichtung durch modernste technische Massenvernichtungsmittel kann auch die stärkste moralische Widerstandskraft nichts ausrichten. Anders verhält es sich mit der letzten Entscheidung im Kriege. Hier zeigen gerade die neuesten Entwicklungen, daß auch kleine Völker praktisch unüberwindbar sind, wenn sie die nötige Härte aufbringen, auch nach äußerlicher Beendigung des Krieges ihren Widerstandswillen unter Umständen Jahrzehnte hindurch aufrechtzuerhalten.

Vielleicht ohne daß man sich davon genügend Rechenschaft gibt, hat sich der Krieg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

in zwei grundverschiedenen Richtungen entwickelt. Die eine Richtung ist die des völlig technisierten Fernwaffenkrieges mit Massenvernichtungsmitteln. Die andere Richtung aber ist die des nirgends greifbaren, in seinem Charakter überhaupt unbestimmten, nie anfangenden und nie aufhörenden Kleinkrieges. Noch neigt man dazu, diesen Krieg zu bagatellisieren. Doch darf kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß diese Form des Krieges von gewissen Mächten heute systematisch entwickelt und mit allem Raffinement bis in alle Einzelheiten vorbereitet und gehandhabt wird als ein Mittel zur Erreichung jedes beliebigen politischen Zieles, inbegriffen die Eroberung ganzer Länder und Erdteile.

Da der «große Krieg» mit den technischen Vernichtungswaffen auch dem überlegeneren Teil kaum irgendwelche Gewinne verspricht, ist es möglich, daß die zweite Form des mehr oder weniger getarnten Subversionskrieges überhaupt das kriegsgerische Geschehen einer nähern oder weitem Zukunft beherrscht. Daraus ergibt sich, daß für einen Kleinstaat die Aussichten zur Bewährung im Kriege unter Umständen viel größer sind, als dies auf den ersten Blick scheint; denn bei dieser Form des Krieges spielen die moralischen Widerstandskräfte die entscheidende Rolle. Dabei denken wir nicht einmal in erster Linie daran, daß unser Volk einen solchen Krieg gegen einen Unterdrücker führen müßte. Die Errichtung einer «Partisanenarmee» steht also keineswegs zur Diskussion. Viel eher scheint heute aktuell zu sein, sich vorzusehen, daß nicht ein wohlgeordnetes, aber im Frieden etwas zu stark eingeschlafertes Staatswesen von einer imperialistischen Macht, deren Name nicht genannt zu werden braucht, auf diese Weise aus den Angeln gehoben wird.

Mit solchen Betrachtungen wird aber die Kriegsgeschichte geradezu unheimlich aktuell. Der Historiker stellt sogar fast zu seinem eigenen Erstaunen fest, daß der Krieg wieder Formen annimmt, die mindestens im Bilde des operativen Geschehens den Formen des 13. und 14. Jahrhunderts nicht unähnlich sind. Das waren aber die Formen des Krieges, mit denen unsere Eidgenossenschaft in ihrer Frühzeit aufgebaut wurde. Die Kriegsgeschichte hat vor allem die Erinnerung an die Schlachten und Siege aufbewahrt. Eine modernere militärische Historiographie hat aus der Tendenz, in allem kriegerischen Geschehen eine Bestätigung der Lehren eines Clausewitz zu sehen, das Gewicht

¹ Nachdruck aus der Festgabe zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Offiziersgesellschaft der Stadt Bern, Sommer 1961.

auch zu sehr auf die Entscheidungsschlacht gelegt. Es gab in der Tat auch solche Entscheidungsschlachten in der ältern Schweizer Geschichte, die geschichtliche Abläufe auf Jahrhunderte hinaus bestimmten, weil in diesen Schlachten wichtigste persönliche Exponenten einer Zeit und einer Politik in ihrer leiblichen Existenz vernichtet wurden, wie Herzog Leopold III. bei Sempach oder Karl der Kühne bei Nancy. Man darf aber den entscheidenden Charakter dieser Schlachten nicht überwerten, weil an ihnen jeweils zahlenmäßig nur kleinere Teile der beidseitig verfügbaren Kräfte beteiligt waren. Es ist typisch, daß oft erst lange nach diesen Schlachten Friede geschlossen wurde, so im Sempacher Krieg erst drei Jahre nach der Schlacht bei Sempach. Ebenso ist es typisch, daß schwere Niederlagen, wie Arbedo 1422 und St. Jakob an der Birs 1444, den Bestand der Eidgenossenschaft in keiner Weise gefährdeten, sondern höchstens deren Ausbau und Entwicklung um einige Jahrzehnte verzögerten. Sowenig aber diesen Niederlagen effektiv alleinige kriegsentscheidende Bedeutung zukam, sowenig kam auch den Siegen diese Bedeutung zu. Wichtige Kriege, wie die Zürcher Belagerungskriege von 1351/52 und 1354/55, die über die Stellung Zürichs als Glied der Eidgenossenschaft entschieden, wurden ohne jedes größere Gefecht durchgekämpft. Man brauchte auch damals nicht unbedingt in Schlachten zu siegen, um ein politisches Ziel zu erreichen.

In Wirklichkeit waren die Kriege des 13. und 14. Jahrhunderts sehr lang dauernde und zähe Kraftproben, in denen einzelne Siege in der Feldschlacht höchstens eine gewisse Verschiebung des Kräfteverhältnisses auf der einen oder andern Seite mit sich brachten. Im 14. Jahrhundert war der Krieg in der Eidgenossenschaft überhaupt Dauerzustand. «Frieden» bedeutet nach der damaligen Ausdrucksweise nur zeitlich befristeter Waffenstillstand. Immer wieder loderte der Krieg erneut auf, es verging kaum ein Jahrzehnt ohne heftigste Auseinandersetzungen. Erst 1474 beendigte die «Ewige Richtung» das über zwei Jahrhunderte dauernde Ringen zwischen der werdenden Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg. Abgesehen von den einzelnen Schlachten, welche die Überlieferung aufbewahrt hat, wurden die Kriege als eigentliche materielle und moralische Abnützungskriege durchgefochten, in denen derjenige schließlich erfolgreich war, der länger durchhielt, weil er wirtschaftlich stärker war, und der den festeren Willen hatte, weil er klarer auf sein Ziel ausgerichtet war.

Hier dürfte ein wichtiger Grund der Stärke der alten Eidgenossenschaft liegen. Wenn auch die Orte unter sich oft uneins waren, so hatte doch jeder Ort ein absolut klares Ziel, sei es in der Erwerbung der Souveränität oder im Ausbau eines Territoriums. Dem gegnerischen Adel dagegen fehlte dieses Ziel. Das Haus Habsburg zwar verfolgte eine ebenso zielbewußte Territorialpolitik, deren Schwergewicht aber außerhalb der Eidgenossenschaft lag. Die Niederlage bei Sempach war zur Hauptsache die Folge ungenügender Machtentfaltung Habsburgs auf dem schweizerischen Schauplatz. Die kleineren Vertreter des Hochadels, wie die Grafen von Kyburg, von Nidau, von Aarberg, von Valangin oder die Freiherren von Weißenburg, von Signau, von Brandis, von Grüenberg, kämpften nicht für eine Zukunft, sondern für eine Vergangenheit, für eine Rechts- und Gesellschaftsordnung, die der Zeit nicht mehr entsprach. Aus diesem Mangel eines positiven Ziels erklärt sich der häufige Wechsel der Stellungnahme, bald für Bern und die Eidgenossen, bald für das Dynastenhaus Habsburg, und die Unmöglichkeit, sich zu gemeinsamem kräftigem Handeln durchzuringen, besiegelte das Schicksal des Adels. Es ist bezeichnend, daß Graf Rudolf III. von Nidau, das Haupt der Adelskoalition

gegen Bern im Laupenkrieg, seine Söhne ins Burgrecht Berns hatte aufnehmen lassen, wie auch Graf Eberhard von Kyburg, ein erbitterter Gegner Berns im Laupenkrieg, zeitweilig Burgrecht in Bern genommen hatte. Der Krieg des 14. Jahrhunderts kannte – wie auch der latente Krieg der Gegenwart – weder politisch noch militärisch klare Fronten. Der Krieg war überall und immerwährend, aber nirgends recht greifbar und nicht eindeutig als solcher zu erkennen. Auch während der Waffenstillstände dauerte der Krieg an, indem jede Partei ihre Positionen für den nächsten Waffengang ausbaute. Der Riß der Parteiongung mitten durch die Länder, durch einzelne Städte und Dorfschaften, durch die Familien und durch die Treueverhältnisse zwischen Lehensherren und Vasallen. Bauern benachbarter Höfe waren verfeindeten Herren untertan, und Adlige trugen von verschiedenen verfeindeten Lehensherren Güter zu Lehen, durch die sie gleichzeitig in verfeindete Lager durch Eid zu Heerfolge verpflichtet waren. Jeder einzelne stand immer wieder vor dem Zwang der Entscheidung. Es gab hier nicht ein selbstverständliches Mitlaufen mit allen andern, wie es für den Krieg der geschlossenen Nationalstaaten der letzten Vergangenheit so charakteristisch geworden war – so sehr sogar, daß der einzelne für sein Handeln im Kriege überhaupt keine persönliche Verantwortung mehr zu tragen glaubte. Hier trug fast jeder einzelne, Ritter, Bürger und Bauer, seine Verantwortung selbst.

Man mag heute kaum mehr ermessen, welche seelische Belastung dieser Krieg bedeutete und welcher Konsequenz und Charakterstärke es bedurfte, ihn erfolgreich durchzustehen. Weniges nur von diesen Zügen hat die Geschichte überliefert. Aufschlußreich und exemplarisch für viele Schicksale in diesem Krieg ist die Erzählung der Berner Chronisten Justinger vom Abschied des Heerführers von Laupen, Rudolfs von Erlach, von seinem Lehensherrn, dem Grafen von Nidau, der ihm in der Schlacht als Gegner gegenüberstehen sollte. Rudolf von Erlach war Dienstadliger des Grafen und von diesem mit den Gütern und Einkünften des Erlacher Mannlehens belehnt. Dafür war der Ritter dem Grafen zur Vasallentreue und zur Heerfolge verpflichtet. Aber Rudolf von Erlach war auch Bürger von Bern. Er mußte sich entscheiden und hat sich für Bern entschieden, auf das Risiko des Verlustes seiner Lehensgüter in der Herrschaft Erlach. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Schlacht ohne den felderfahrenen Ritter für Bern anders ausgegangen wäre. Für den Ritter aber war wohl die Entscheidung zwischen dem Grafen und Bern schwerer als die Führung des Heeres in der Schlacht. Die Überlieferung, daß der Held von Laupen später ermordet worden sei, hat auch nicht recht zum konventionellen Geschichtsbilde passen wollen, sowenig wie die Erzählung, daß sich unmittelbar zu Beginn der Schlacht etliche auf bernischer Seite aus dem Staube gemacht hätten. Wir aber werden heute aus all dem den Schluß ziehen, daß es schon damals nicht so einfach war, «Held» zu werden. Es gehörten nicht nur Tapferkeit und Feldherrngenie in den wenigen Stunden der Schlacht dazu, sondern auch Überwindung von Verzagttheit und viel Unzulänglichkeit, von Uneinigkeit und Verrat in den eigenen Reihen; und es gehörte dazu vor allem die Kraft zur Entscheidung und persönlichen Verantwortung in einem andauernden Zustande latenten Krieges, in welchem die Fronten mitten durch alle menschlichen Beziehungen hindurchgingen. In solcher Zeit ist der Staat Bern aufgebaut und die Eidgenossenschaft geschaffen worden, zum Trost für die, welche glauben, allein in einer Zeit heillosester Verwirrung solchen Schwierigkeiten gegenüberzustehen.

Neben den Berichten über Schlachten vernehmen wir aus den Chroniken und Akten aus der ältern Schweizer Kriegsgeschichte

auch sehr viel von Plünderungszügen, gegenseitigem Viehraub, Blockierung von Städten durch Belagerungsheere, Boykott von Märkten, Überfällen auf Kaufmannszüge, innerer Parteizerrissenheit in Städten, Handstreichern und Mordnächten. Die klassische Kriegsgeschichte hat sich für solches wenig interessiert, weil man darüber nicht große strategische und taktische Betrachtungen anstellen und sich am Fahnenruhm und Feldherrengeie erbauen kann. Heute verstehen wir das vielleicht besser und erkennen, daß es *diese* Form des Krieges war, mit der man einander zermürbte und schließlich auf die Knie zwang. Die Feldschlacht war nur *ein* Glied im ganzen Geschehen, ein Ereignis, dessen Ausgang nur zu oft durch das Vorangegangene bereits bestimmt war.

Ein sehr wirksames Mittel der damaligen Kriegführung, das uns heute sehr aktuell anmutet, war die systematische Durchsetzung des gegnerischen Gebietes mit eigenen Parteigängern. Gerade Bern hat im 14. Jahrhundert dieses Mittel virtuos gehandhabt, indem es andauernd Untertanen weltlicher und geistlicher Herren, darunter auch Dienstadlige, als sogenannte Ausburger in sein Burgrecht aufnahm, ohne daß die Betroffenen in die Stadt zogen. Kam es dann zur Erwerbung einer Stadt oder Herrschaft, durch Eroberung, Pfändung oder Kauf, waren ein großer Teil der Stadt- oder Landleute bereits Bürger Berns. Diese Akte der Eroberung oder des Kaufs waren meist nur noch der Schlußstrich nach einem langen Aushöhlungsprozeß. Auf diesen Ausburgern aber muß ein gewaltiger Druck gelastet haben, wenn man nur bedenkt, mit welchen Gefühlen sie etwa beim Ausbruch einer Fehde ihren Hof verließen, der vielleicht mitten im gegnerischen Gebiet lag, um unter das Panner Berns zu ziehen. Bern aber hat seinen ganzen Stadtstaat im 14. Jahrhundert zu einem guten Teil durch das Ausburgersystem aufgebaut. Der Adel, der mit seinen Ritterheeren militärisch dem Fußvolk der Städte und Länder überlegen war, ist schließlich auch in den Feldschlachten überwunden worden, weil er durch die andauernde subversive Kriegführung, der er nichts Wirkames entgegenzusetzen hatte, schon zu sehr geschwächt war.

Mit der Entwicklung territorial abgerundeter Staaten wandelte sich im Laufe des 15. Jahrhunderts auch die Kriegführung. Mit einer festen und eindeutigen Landesgrenze entstand auch der Begriff der militärischen Front. Im Burgunderkrieg und im Schwabenkrieg standen sich auf beiden Seiten territorial abgerundete Komplexe gegenüber. Krieg und Frieden wurden zu klar auseinandergehaltenen Zuständen. Der Krieg wurde Ausnahmezustand und ballte sich auf verhältnismäßig kurze Zeitspannen zusammen. Das militärische Handeln verlegte sich «ins Feld» oder «an die Front», ein Begriff, der von demjenigen des «Hinterlandes» einigermaßen klar zu unterscheiden war. In den meisten Staaten, allerdings nicht in der Eidgenossenschaft, vollzog sich mit dem Übergang zum Berufsheer auch die Auscheidung von Bürger und Soldat. Im 18. Jahrhundert kam es so weit, daß Friedrich der Große es für erstrebenswert und möglich erachtete, daß der «friedliche Bürger» nur noch aus den «Gazetten» vernehmen sollte, daß draußen im Feld geschlagen wurde.

Nun nahm das kriegerische Geschehen erst die Formen an, die wir als klassisch bezeichnen können. Das Schwergewicht der Entscheidung ruhte weitgehend auf dem rein militärischen Handeln. Die Heere waren einander in Größenordnung und Qualität, Moral und materieller Ausrüstung so ähnlich geworden, daß Manöver und Führung als entscheidende Faktoren in den Vordergrund traten. Oft freilich fielen die Entscheidungen auch in diesem Zeitalter nicht im Feld, sondern in den Finanzministerien, indem dem einen oder andern der Kriegspartner

zuerst das Geld ausging, um die kostspieligen Berufsheere zu unterhalten. Im übrigen aber war das militärische Handeln recht eigentlich entpolitisiert worden und entwickelte sich zu seltsamer Eigengesetzlichkeit, die sich unter anderem dahin auswirkte, daß noch in der jüngst vergangenen Kriegsgeschichte höchste Heerführer der Auffassung waren, keine Verantwortung für die politische Zielsetzung ihres Handelns zu tragen.

Andererseits existierte die Form des Krieges, der keine Fronten kennt und sich den Regeln der klassischen Strategie entzieht, zu allen Zeiten parallel mit dem klassischen Krieg, vor allem dort, wo es um ideelle Auseinandersetzungen ging, wie etwa in den Glaubenskriegen der französischen Hugenotten. Und überall, wo dieser Krieg auftrat, wälzte er Verantwortung und Entscheidung wieder in viel höherem Maße auf den einzelnen Menschen ab. Es ist daher sehr charakteristisch, daß nicht nur der Bürgerkrieg, sondern auch der Krieg zwischen Staaten, sobald er die Formen weltanschaulicher Auseinandersetzung annimmt, wieder in das Arsenal der subversiven und propagandistischen Kriegführung greift und sich an das einzelne Individuum wendet.

Der Krieg des revolutionären Frankreich gegen das alte Bern Ende des 18. Jahrhunderts zeigte dies mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit. Die Symptome und Äußerungen dieses Krieges waren genau dieselben, die wir auch heute vielfältig feststellen können. Was sich da in den ersten Märztagen 1798 militärisch noch abspielte, war keineswegs die Entscheidung im Kriege, sondern nur noch das spektakuläre Schlußstück eines Eroberungskrieges, der fast zehn Jahre zuvor begonnen hatte und dessen Entscheidung im Zeitpunkt der Eröffnung der Feindseligkeiten bereits gefallen war. Es ist falsch, wenn man hier nur die militärischen Ereignisse analysiert und in ihnen den Grund des Versagens sucht. Es ist aber auch nicht richtig, wenn man behauptet, der alte Staat Bern sei morsch und nicht mehr zeitgemäß gewesen, so daß sein Untergang eine zwangsläufige Folge dieses Zustandes gewesen sei. Der altbernische Staat war für die damalige Zeit mustergültig aufgebaut und geführt, und wenn seine Staatsform tatsächlich auch neuen Verhältnissen und dem Denken der Aufklärung angepaßt werden mußte, so gab es doch in der Eidgenossenschaft und im bernischen Patriziat selbst genug Männer, die eine innere Erneuerung des Staates hätten herbeiführen können. Das bernische Milizheer repräsentierte für die damalige Zeit, trotz all den vielen Mängeln, die ihm anhafteten, eine stattliche Wehrmacht, und die Mängel waren keineswegs größer als etwa die, die den eben erst aus dem Boden gestampften französischen Revolutionstruppen anhafteten. Zahlenmäßig waren die bernischen Truppen im Feld noch im Februar 1798 den gegenüberstehenden französischen Kräften eher überlegen, und daß sie ihnen auch an Kampfwert gewachsen waren, bewies nachmals das Gefecht bei Neueneegg. Der Untergang des alten Bern am 5. März 1798 war also weder politisch noch militärisch eine unabwendbare Notwendigkeit.

Daß der militärische und politische Zusammenbruch trotzdem eintrat, hatte seine Hauptursache darin, daß man bernischerseits den Mut der Entscheidung nicht aufbrachte und es nicht wagte, die Symptome des Krieges als solche zu deuten. Es ist leicht, den Entschluß zum Kampfe zu fassen, wenn der Gegner mit fliegenden Fahnen die Landesgrenzen überschreitet. Es ist aber sehr schwer, den Entschluß zum Kriege zu fassen, wenn der Gegner durch Jahre hindurch mit kleinen, an sich wenig schmerzenden Stichen das Mark eines Staates aushöhlt und dabei stets seine Freundschaft und seinen Friedenswillen beteuert. Der Krieg begann – auch das ist sehr aktuell – mit den Sympathien einiger weniger Intellektueller mit dem politischen System der poten-

tiellen Eroberermacht. Ob diese Landesverräter waren oder aufrichtige Patrioten, die ihrem Vaterland eine bessere Verfassung geben wollten, ist heute noch nicht objektiv zu entscheiden. Ihre historisch einwandfrei festgestellte Schuld besteht aber darin, daß sie eine ausländische Intervention vorbereiteten. Der Krieg setzte sich fort durch Propaganda und Unterwühlung, die systematisch überall da ansetzte, wo Unzufriedene waren. Dann wurde durch einen ständigen Wechsel von Kriegsdrohung und Friedensbeteuerung eine inkonsequente Politik der gegnerischen Regierung provoziert, die schließlich das Vertrauen erschütterte. Dann setzten die ersten Forderungen ein, zuerst territorialer, dann innenpolitischer Natur, ganz klein, schrittweise, so daß sich die Auslösung eines Krieges nie lohnte. Als schließlich die Armee im Felde stand, wurde die Eröffnung der Feindseligkeiten noch so lange hinausgezögert, bis die Armee selbst durch Propaganda zermürbt war und sich Disziplin und Einsatzwillen infolge Untätigkeit und Mangels an klaren Zielen gelöst hatten. Durch ein neues Friedensangebot wurde der militärisch völlig unmotivierte Rückzug der Armee von der Linie Solothurn–Murten–Freiburg hinter Aare, Saane und Sense provoziert und damit der innere Halt der Armee vollends gebrochen. Als Schlußpunkt kam die letzte Forderung nach Einsetzung einer neuen Regierung unter Leitung derer, die mit dem Landesfeind sympathisierten. Auch dem wurde stattgegeben – und erst jetzt kam, völlig verspätet, die Auseinandersetzung auf dem Schlachtfeld. Was der Agent Joseph Mengaud und General Brune auf Veranlassung des französischen Direktors Reubel hier ausexerziert hatten, war für alle Zeiten das klassische Beispiel eines Subversionskrieges, Phase für Phase lückenlos und folgerichtig durchgespielt mit letzter Virtuosität und vollkommener Verlogenheit.

Wir wollen nicht sagen, was man bernischerseits hätte tun sollen. Ehrfurcht und die Frage nach der eigenen Bewährung verbieten dem Historiker, sich als Lehrmeister der Toten aufzuspielen. Wir dürfen aber sagen, was sich aus dieser kleinen kriegsgeschichtlichen Betrachtung für die Gegenwart ergibt:

Zunächst erkennen wir, daß auch die Vergangenheit vor

Problemen stand, die ebenso schwer, neuartig und komplex waren wie die Probleme, vor denen wir heute stehen. Wir erkennen ferner, daß auch in der Vergangenheit der Krieg in zweierlei Gestalt auftrat, in der Gestalt des vorwiegend militärischen Krieges mit Fronten und Schlachten, in welchem Zahl, Ausbildungsstand, Rüstung und Führung des Heeres entscheiden – und in der Gestalt des komplexen Krieges, in welchem es keine Fronten und keine Schlachtfelder gibt, wo politische und wirtschaftliche Aktionen mit militärischen untrennbar verbunden sind, so daß den militärischen Aktionen oft nur supplementäre Bedeutung zukommt. Zeiten geistigen Umbruchs erzeugen in der Regel die zweite Form des Krieges. Die zweite Form des Krieges ist für jeden einzelnen moralisch ungleich schwerer durchzuhalten als die erste Form, in welcher das Individuum getragen wird vom einmütigen Willen der Gesamtheit. Andererseits aber gibt die zweite Form des Krieges dem kleinern und materiell schwächeren Staat Aussichten auf erfolgreiches Bestehen, weil hier dem Willen und der moralischen Widerstandskraft entscheidende Bedeutung zukommt. Nur bewahrende, defensive und passive Zielsetzung ist aber in solchem Kriege gefährlich. Das zeigen der untergehende Adel im 14. Jahrhundert und das alte Bern von 1798 deutlich. Nötig zum Durchhalten ist, daß jedem einzelnen ein klar umrissenes, positives Ziel vor Augen steht. Denn dieser Krieg verlangt von jedem einzelnen immer wieder Entscheidung, und nur ein klares, positives Ziel kann in dieser Entscheidung den richtigen Weg weisen.

Wir stehen heute in solchem Krieg, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht. Die Kriegsgeschichte unseres Landes zeigt uns, welches die Symptome solchen Geschehens sind. Wir müssen uns entscheiden und kämpfen. Vielleicht bleibt uns der Kampf mit der Waffe erspart. Nicht erspart bleibt uns der restlos entschlossene Kampf mit den Waffen des Geistes gegen nihilistische und subversive geistige Strömungen, in welcher Verbrämung sie immer auch auftreten mögen, und gegen jede Lauheit und Kompromißbereitschaft mit den Sendlingen eines potentiellen Gegners, der auch in unserem Lande seine «Ausburgerorganisation» in aller Folgerichtigkeit aufbaut.

Gedanken bei einer kriegsgeschichtlichen Lektüre

Die Schweizergarde in Rom

Von Major i. Gst. W. Schaufelberger

Marignano! Als sich die Schweizer gegen die Mittagszeit des zweiten Tages in ihre Niederlage fügen mußten, war es um mehr als um die Lombardei getan. Da zogen nicht nur erschöpfte Krieger ab, als ob einfach für diesmal des Tapferen genug geschehen sei, das nächste Mal hingegen die Scharte mit unwiderstehlichem Halbartenstahl beseitigt würde. Da kehrten Krieger heim, denen kein nächstes Mal beschieden war. Während mehr als zwei Jahrhunderten waren sie rastlos unterwegs gewesen, und auf ihren Bannern und Fähnlein hatten sie den Sieg mit sich getragen. Gewiß, zuweilen war ihnen auch schon vordem eine Niederlage unterlaufen, diejenige von Arbedo (1422) beispielsweise oder die andere von St. Jakob an der Birs (1444). Doch war nach Arbedo die Leventina verlorengegangen, war sie einige Jahre später einfach neu erobert worden und für immer auch bewahrt; und hatte St. Jakob an der Birs viel Blut gekostet, so hatte es den Verlierern immerhin den Respekt des französischen Dauphins und dessen Verzicht auf Fortführung des Krieges eingetragen. Bisherige Niederlagen waren samt und sonders nichts weiter als Betriebsunfälle gewesen, aus Unacht-

samkeit oder Hochmut verschuldet, und hatten, wenn nicht gar zu Gewinn, doch nie zu bleibendem Verlust geführt. Hatten sie sich nicht bereits in sich selber gerechtfertigt, so doch immer in der folgenden Schlacht korrigiert. Die kriegerische Überlegenheit der Alten Schweizer und ihrer Eidgenossenschaft war mindestens durch keines dieser Mißgeschicke ernsthaft angezweifelt worden.

Das änderte mit dem Rückzug von Marignano. Die triumphierenden deutschen Landsknechte im französischen Heer sollen gemäß einer chronikalischen Darstellung auf dem gewonnenen Schlachtfeld zur würdigen Begehung der Siegesfeier über die abgezogenen Schweizer ein zerhacktes grünes Schweizer Fähnlein als Salat gegessen haben¹. Dieses Bild ist nicht nur bezeichnend für die elementare Wildheit des damaligen

¹ Die Berner Chronik des Valerius Anshelm, hg. vom Historischen Verein des Kantons Bern, 4. Band (Bern 1893) S. 142: «Ein grien vāle frassen d'lanz knecht zerhakt in eim salat. Den amman Püntiner von Ure, was ein veist man, houwends uf, salbten mit sinem schmer ire spieß und stifel, liessend d'ross haber uss sinem buch fressen.»